Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Eine Autofahrt im jahre 1902 : selbsterlebt
Autor: Tissot, Hans C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066345

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine Autofahrt im Jahre 1902

SELBSTERLEBT

Von Hans C. Tissot

Illustration von Hans Lang

Es war um die Jahrhundertwende. Ich besuchte damals als junger Pennäler das Gymnasium in Zürich, durfte aber, zusammen mit meiner Schwester, die jeweils mit grösster Ungeduld ersehnten Ferien in B., im Nordosten der Schweiz, verbringen, wo unser Onkel, der Arzt war, eine Spezialpraxis betrieb auf Grund einer in jüngern Jahren von ihm aufgebauten und entwickelten Methode, die bestimmte Patientenkategorien, hauptsächlich Ausländer und unter ihnen wiederum viel Amerikaner, anzuziehen pflegte.

Zu bemerken ist, dass sich unter diesen Patienten häufig bekannte und berühmte Persönlichkeiten einfanden: Prominente, wie man heute sagen würde. Nach dem Nachtessen wurden meine Schwester und ich vom Onkel, der sehr

an uns hing, gewöhnlich ins Hotel zitiert, wo jene Grössen ihr Quartier aufgeschlagen hatten und wo dieser allabendlich einen Pokertisch präsidierte. Hier durften wir kiebitzen und bluffen lernen. Poker war damals ein für Europa relativ neues Spiel, deswegen wurde auch viel mehr gepokert als heute.

Niemand von der damaligen Gesellschaft, die heute mitsamt dem Onkel längst im Grabe modert, hat auf mich tiefern Eindruck ausgeübt als der im Sommer 1902 in dessen Behandlung gestandene Mr. L., Amerikaner und Leiter des Metropolitan-Opernhauses in New York. Wie so viele seines Schlages, wie auch Beerbohm-Tree, stammte er aus den östlichen Provinzen der damaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. Im Ghetto eines kleinen galizischen Städtchens sollte, so behauptete man, seine Wiege gestanden haben. Doch war dies nur en passant erwähnt; hervorgehoben wurde hauptsächlich die Tatsache, dass sich Mr. L. durch mannigfache Schicksale, aufreibende Tätigkeit und vor allem durch sein Genie im Laufe der Jahre und Jahrzehnte zu dem beneideten Posten des Mannes emporgearbeitet hatte, der nicht nur über die Logen des « Diamond Horseshoe » verfügte (des « Diamantenen Hufeisens », wie man den ersten Rang des Opernhauses wegen seiner mit Diamanten behangenen Logeninsassinnen nannte), sondern — als eigenstes Verdienst — Künstler vom Range Carusos und der Gatti auf seine Bühne zu verpflanzen verstanden hatte.

Was war er aber auch für ein Mann! Von mittlerer Statur, stämmig gebaut, « bien campé sur ses jambes », wie die anwesenden Franzosen sagten, entwuchs seinen breiten Schultern der mächtige Hals, der den mir unvergesslich gebliebenen Cäsarenkopf trug. Das breitflächig massige Antlitz beherrschte ein Paar tiefliegende grünlich funkelnde Augen unter buschigen Brauen, die mit der Blässe des Sechzigers kontrastierten. Erst auf der Höhe des Schädels, die phantastisch hohe Stirn freilassend, setzten die grauen Lokken an . . .

Mr. L. war Schauspieler, Künstler und Grandseigneur. Beim Pokern verstand er zu bluffen wie kein zweiter; doch wenn er den Mund zur Rede öffnete, liessen sämtliche Spieler — sogar die stark auf Gewinn erpichten Herren Richards und Cohen aus South Carolina — die Karten sinken. Es waren nicht bloss Witze, die er vorbrachte, jüdische Witze und Kalauer aus seiner ihm vermutlich längst historisch gewordenen Jugendzeit, sondern vornehmlich aus der Epoche seines Ruhms herausgehobene Begebenheiten, Episoden aus hohen und höchsten Kreisen, deren Mittelpunkt er gewesen war. Noch tönt mir sein raumbeherrschendes Organ mit dem rollenden R in den Ohren, wenn er zu sprechen begann: « Als ich bei der Fürstin Metternich zu Tische war . . . »

Das Eigentümliche einer Persönlichkeit wurde damals nicht wenig durch den Umstand erhöht, dass er Autobesitzer war. Mr. L. war in einem Auto französischen Modells in B. angekommen, das einem langgestreckten, allseitig offenen Tempel glich, dessen Dach auf vier Säulen ruhte. Die steiflehnigen, mit schwarzem Leder ausgeschlagenen Sitze, auf denen man gut paradierte, aber schlecht sass, schienen ohne organischen Zusammenhang mit der Karosserie in diese einfach hineingestellt. Das Ganze trug das improvisiert-unfertige Gepräge der Autos jener Zeit.

Nicht die kleinste Merkwürdigkeit bildete aber der Chauffeur: ein schmächtiges Bürschlein, der Typ des Pariser Vorstadtarbeiters, gleichzeitig ein verfluchter Schwerenöter mit einem blonden, à la Gauloise getragenen Schnurrbart. Delaporte hiess er.

Die mannigfaltigen, mit gewaltigem Lärm und Gestank verbundenen Äusserungen, die er seinem Wagen bei dessen Wartung und Inbetriebsetzung entlockte, waren für uns Kinder eine Quelle des Staunens. Damals brauchte ein Auto nicht, wie heute, bloss mit Benzin, Öl

und Wasser versehen zu sein, um fahren zu können, es musste sozusagen täglich ein Stück neu konstruiert werden. Das Anlassen des Motors mit der riesigen Kurbel war eine direkt teuflische Angelegenheit. Betriebsstoff musste in Bidons mitgeführt werden, da es nirgends Tankstellen gab und Benzin ein Artikel war, den man für 50 Rappen in der Drogerie zu kaufen pflegte. Seine vielfachen, aus der Pflege des Wagens erwachsenden Funktionen hinderten Delaporte nicht, ein grosser Draufgänger und Schürzenjäger zu sein. Wenn er in steifer Haltung vor der kerzengerade aus dem Unterbau aufsteigenden Steuerstange sass, die Hand salutierend an der Dächlikappe, den Zigarettenstummel, den « mégot », von einem Mundwinkel zum andern schiebend, war ihm die uneingeschränkte Bewunderung des weiblichen Personals vom « Hotel Schweizerhof » sicher. Daneben galt er — und das war in Anbetracht der damaligen Strassen- und Verkehrsverhältnisse kein geringes Lob — als routinierter Chauffeur, der mit grosser Geschicklichkeit zwischen konsequent die Strassenmitte einhaltenden Fussgängern, Wagen und Karren, Klein- und Grossvieh, scheu gewordenen Pferden und bornierten Kühen zu lavieren wusste und der — da er kein Wort Deutsch verstand — die Flüche der inkommodierten Strassenbenützer mit stoischer Ruhe von sich abgleiten liess.

*

Gross war die Genugtuung, als Mr. L. an einem Samstagnachmittag meinen Onkel und uns Kinder, zusammen mit zwei Damen aus dem Hotel, einlud, am Sonntag eine Tagestour dem Zürcher- und Walensee entlang zu unternehmen, um auf dem Rückweg durchs Rheintal wieder nach Hause zu gelangen. Am frühen Morgen war alles startbereit. Unter Entwicklung gewaltig stinkender Öl- und Benzindämpfe fuhr Delaporte vor dem Hotel vor. Die Damen hatten ihre Hüte — riesige, nach der damaligen Mode mit Gemüse und Obst beladene Tabletts — mit Schleiern festgebunden und erkletterten in hohen Knöpfschuhen, den Rock mitsamt Unterröcken graziös raffend, ihre Sitze, um sich auf diesen, assyrischen Gottheiten gleich, zu verankern. Als letzter bestieg Mr. L. in weissem Anzug und weisser Dächlikappe den Wagen und nahm links von Delaporte Platz. Ich durfte zwischen diesem und Mr. L. sitzen, eine Ehre, die es mir gestattete, die später zu schildernden Ereignisse aus nächster Nähe zu verfolgen.

Dass eine solche Fahrt in einem, nach Art eines Landauers abgefederten, nach allen Seiten offenen Wagen, der weder Stossdämpfer noch Ballonpneus besass, ein reines Vergnügen gewesen wäre, möchte ich nicht behaupten. Die Freude an dem Erlebnis überwog jedoch alle Unbequemlichkeiten. Zudem bedeutete die Anwesenheit von Mr. L. einen Genuss an sich. Da es weder Autokarten noch Strassensignalisation gab, musste der Chauffeur nach einer von meiner Schwester mitgebrachten Schulkarte der Schweiz steuern, die auf den Knien von Mr. L. ausgebreitet lag. So fuhren wir los.

Es war ein drückendheisser und föhniger Tag. Die Landschaft am andern Zürcherseeufer schien in ihrer Glasklarheit zum Greifen nah, die Strassen waren von Menschen belebt und diese, am Vormittag schon, meist nicht mehr nüchtern. Doch Delaporte steuerte sein Vehikel, in dem wir uns allmählich wie gerädert vorkamen, mit grosser Gewandtheit im 40-km-Tempo durch alle Hindernisse. Es wurde Mittag, und Mr. L's Vorschlag, an einem geeigneten Uferplatz halt zu machen, um zu picknicken, wirkte wie eine Erlösung. Mich hatten die in Leinwand gehüllten Koffern, die auf dem Autodach verstaut waren — Kofferträger oder Kofferräume gab es damals keine — schon längst intrigiert. Sie enthielten, sorgfältig von Delaporte ausgepackt, rohrgeflochtene « Fresskörbe » mit unserm Mittagsmahl, in Schalen und Büchsen aus Email gebettet. Trotz der Verpakkung war alles dick mit Staub bedeckt.

Auf der Weiterfahrt stieg die Hitze noch mehr. Staubwolken wallten auf und bedeckten unsere Kleider. Man hustete, man erstickte. Delaporte verfolgte unbeirrt seinen Weg. Es fiel mir auf, dass der sonst so trinkfeste Franzose, wie ich vermutete auf Ordre seines Herrn, keinen Tropfen Alkohol zu sich nahm. Es mochte drei Uhr nachmittags sein. Wir rollten am obern Zürchersee und hatten Richterswil und die folgenden Ortschaften verlassen. Delaporte erhöhte, angesichts einer längern, menschenleeren Strecke, seine Fahrgeschwindigkeit.

« Doucement », mahnte Mr. L. Ich blickte mit schmerzenden Augen auf die Landstrasse und liess die grau gepuderten Bäume an mir vorüberziehen. Die Sicht war frei. Einzig zu äusserst rechts bewegte sich in einer Distanz von etwa dreihundert Metern eine mittelgrosse Gestalt, ein Mann, der offenbar den Strassengraben der Chaussee vorzog und der, wie wir näherkommend feststellten, sich daselbst wohler zu fühlen schien als auf der Strasse, da er ganz bedenklich schwankte und von einem Bein aufs andere taumelte. Dabei geriet er ab und zu wieder auf die Chaussee, verfolgte aber im ganzen seinen Weg im Strassengraben mit der Unbekümmertheit des Betrunkenen.

« Donnez le signal! » befahl Mr. L. « Il est saoul. »

« Et comment! » bestätigte Delaporte, indes er die riesige, am Schaltbrett montierte Gummibirne drückte und zur Sicherheit den Wagen gegen die linke Strassenseite hinlenkte.

Was nun folgte, war das Werk weniger Sekunden. Das Auto war noch nicht ganz auf der Höhe des Fussgängers angelangt, als dieser — aus welchem Grunde wusste wohl nur er allein — eine gänzlich unvorhergesehene Linksschwenkung vollführte und schnurstracks in den rechten Kotflügel hineinrannte. Wir hörten einen widerlich-dumpfen Aufprall, sahen den Mann wanken und der Länge nach auf die Erde stürzen, dann nichts mehr. Im nächsten Augenblick stoppte der Wagen.

Der Schlag und die ihm unmittelbar folgende Bremsaktion hatte sich sämtlichen Wageninsassen mitgeteilt. Die abstehenden Hüte der Damen hatten auf Kosten ihrer Form den Stoss aufgefangen und waren zerquetscht. Mr. L. und Delaporte kletterten aus dem Auto, das ratternd, wie um zu verschnaufen, ein kurzes Stück hinter der Unfallstelle stehengeblieben war. Mein Onkel folgte. Ich selbst hüpfte, ohne viel zu fragen, hinaus, während man meiner Schwester, ebenso wie den beiden Damen, sitzen zu bleiben riet.

Vergebens bemühte sich mein Onkel um den Verunfallten. Er gab keinerlei Lebenszeichen von sich. Nach längerer, eingehender Untersuchung erhob sich mein Onkel vom Boden, schüttelte den Staub von den Knien und meldete:

« Er ist tot. »

« Tot ? Tot? » fragte Mr. L. erschreckt. «Wie ist das möglich? »

« Er ist mit solcher Wucht in den Kotflügel hineingerannt », war die Antwort, « dass ihm dieser die Hirnschale eingeschlagen hat. »

«Eine ganz verfluchte Geschichte!», murmelte M. L. « Sorry . . ., very sorry . . . »

Dann hoben sie zu dritt den Toten vom Boden auf und legten ihn aufs Wiesenbord. Über sein Gesicht breitete man den mehrfach gefalteten Schleier, den ich einer der im Auto wartenden Damen hatte entlehnen müssen.

«Ist wirklich keine Hilfe möglich?» fragte Mr. L. Mein Onkel schüttelte den Kopf.

« Nein », erwiderte er, « die schwere Knochenverletzung hat gleichzeitig das Gehirn in grösserm Umfang zerstört. Nein . . . Jede Hilfe ist da ausgeschlossen.»

Delaporte konnte das Vorgefallene nicht fassen. Unzählige Male wiederholte er, nach Art einfacher Leute und in monotoner Weise den Hergang des Unglücks, wie er ihn beobachtet hatte, bis man ihm Schweigen gebot.

O. Bachmann Federzeichnung

« Was machen wir jetzt? » fragte Mr. L.

Mein Onkel blickte in der Richtung des Autos über die Strasse hin, auf der jetzt eine Anzahl Männer, in Kolonnen marschierend, wie uns dünkte, aufgetaucht war und die, angesichts des stehenden Wagens und der kleinen, über den Toten gebeugten Gruppe ihre Schritte zu beschleunigen schienen.

« Was machen? » wiederholte Mr. L. « Ich bin hier zu Lande fremd. Ich weiss nicht, was zu geschehen hat. Selbstverständlich komme ich für alle Kosten auf. Was raten Sie, Doktor? »

Mein Onkel überlegte. Dann meinte er: « Wir fahren am besten zum nächsten Dorf, informieren die Polizei und nehmen einen Polizisten mit uns, damit er die nötigen Feststellungen — — — »

Er beendete seinen Satz nicht. Mein Onkel riss uns beide mit brüsker Bewegung von der Stelle, wo wir standen, indes er Delaporte hastig zurief:

« En voiture! Montons vite! »

Automatisch rannten wir drei zum Wagen hin. Ich verstand nicht, was mein Onkel beabsichtigte. Er selbst folgte in aller Eile und schwang sich als letzter auf einen Rücksitz des Gefährts.

Was war geschehen?

Dem Auto hatte sich, während wir die Leiche umstanden, jene von uns beobachtete Anzahl von Männern, gut zwei Dutzend, genähert. Sie trugen, wie aus der Ferne nicht festzustellen gewesen war, Gewehre umgehängt. Einige von ihnen rannten zum Wiesenbord, wo der jetzt einsame Leichnam lag. Alle waren von einer Erregung erfüllt, die sich von Sekunde zu Sekunde zu steigern schien. Sie schrien, lärmten, gestikulierten und wiesen mit Fäusten auf uns, die wir gerade im letzten Moment im Auto hatten Platz nehmen können.

«Mörder! Totschlagen! Aufhängen!» zischten ihre heisern Stimmen. Wie Wahnsinnige, mit hassentstellten, vom Wein und der Hitze feuchten Fratzen, rückten sie uns auf den Leib, indem sie sich aufs Trittbrett hissten und, zur Verdeutlichung ihrer Drohungen, mit den Fäusten vor unsern Gesichtern herumfuchtelten. Von vorn, von hinten und von den Seiten drangen sie auf uns ein und brüllten, die Gewehre anlegend: « Ihr sind denn do im Kanton Schwyz und nüme im Kanton Züri! Ihr Mörder, ihr Halunken, ihr elende! »

Ich blickte ängstlich nach Mr. L. und bemerkte, wie dieser, purpurrot geworden, eine dicke Zornesader auf der Stirne, die rechte Hand in der hintern Hosentasche vergrub. Meinem Onkel war die Geste nicht entgangen.

« Ruhe! » flüsterte er ihm zu. « Ruhe! Ich beschwöre Sie, Mr. L.! . . . Keine Bewegung! » Auch meiner Schwester und den Damen, die ihre totenblassen Gesichter vor den Fäusten der Horde zu verbergen suchten, befahl er: « Ruhig bleiben! Keinen Laut! »

Man stelle sich nicht vor, dass Drohung und Beschwichtigung, hüben und drüben, mit der Regelmässigkeit einer

Bühnenkonversation gewechselt wurden. Alles ging in einem lautbrandenden Stimmenmeer unter, das mit dem Föhn um die Wette heulte . . . Und dann — mir schienen Ewigkeiten vergangen zu sein — in Wirklichkeit folgte sich alles Schlag auf Schlag — hörte ich meinen Onkel kommandieren:

« En route, Delaporte! En route! »

Der Motor war während der sekundenlangen Szene in Gang geblieben. Dies hat uns vor dem sichern Tode gerettet. Niemals hätte die Bande den Versuch des Chauffeurs, den Motor anzukurbeln, zugelassen, ebensowenig, wie sie uns vier — wären wir einige Augenblicke später beim Wagen erschienen — hätte einsteigen lassen. Sie hätte uns, von denen sie vermutete, dass wir im Begriff waren, die Flucht zu ergreifen und den Toten sich selbst zu überlassen, mit ihren Flintenkolben erschlagen.

Zu allem bereit, warteten sie nur auf eine Reaktion von unserer Seite oder auf eine Geste der Abwehr.

Delaporte manipulierte in begreiflicher Aufregung an seinen Hebeln herum, löste die Handbremse, deren Gestänge sich bei den damaligen Wagen rechts ausserhalb vom Führersitz befand, und, atemstockend, spürten wir, wie der Wagen sich ruckweise in Bewegung setzte. Merkwürdigerweise wagte keiner der Angreifer, auf dem fahrenden Auto zu bleiben. Einer nach dem andern sprang ab. Noch heute höre ich den Lärm der dabei an die Holzwände anschlagenden Gewehrkolben . . .

*

Was ist Geschwindigkeit? Die Antwort des Physikers lautet: Geschwindigdigkeit ist eine Strecke. Zum erstenmal in meinem Leben wurde mir dieser Begriff klar, aber nicht im physikalischen Sinne, sondern als ein vom Himmel gesandtes, durch die Maschinerie eines stinkenden Benzinwagens vermitteltes Phänomen, das uns mit jeder Sekunde dem Schauplatz der aufregenden Szene mehr entrückte. Und zum Beweis dessen, was ich in jenen Augenblicken empfand, dass sie, die Geschwindigkeit, es ist, die Berge versetzen und dem Menschen Flügel verleihen kann und dass sie es damals war, die ein Erlebnis voll Mordgeruch und Mordgelüst in das friedlichste Bild der Welt verwandelte; zum Beweis dessen sah ich über dem kleinen Neste, in das wir jetzt einfuhren, die sorg- und ahnungslose Fröhlichkeit eines Schweizer Sonntagnachmittags ausgeschüttet, gleichzeitig allerdings etwas in Verwirrung gebracht durch die Erscheinung des noch nie erlebten Wunders: eines Wagens, der sich ohne Gäule fortbewegte!

. . . Nein, hier wusste man nichts — noch nichts — von jenem Ereignis, das uns vor wenigen Minuten erst in Todesgefahr gebracht hatte. Wir atmeten auf, nicht zuletzt Mr. L., der die Ruhe des Grandseigneurs wiedererlangt hatte.

« Was waren das für Leute mit Gewehren? » fragte er, « Soldaten in Zivil? Polizeibeamte? Detektive? »

«Nichts von alledem», versetzte mein Onkel, «sondern irgendein Schützenverein aus der Umgebung, der am Sonntag seine Schiessübung abhielt. Ein Verein, wie Sie ihn heute nachmittag in jeder beliebigen Schweizer Ortschaft antreffen können. »

«Es war also purer Zufall, dass diese . . . Leute uns entgegentraten? »

« Purer Zufall. »

« Aber sie stanken ja alle nach Alkohol! »

« Ja, Mr. L. . . . Das . . . das ist ebenfalls etwas, was Sie jeden Sonntag in jeder Schweizer Ortschaft erleben können! »

« Und die Gewehre? Waren sie geladen? »

« Nein. Glücklicherweise hatten die Leute ihre Munition verschossen. Sie hatten ihre Übung hinter sich und nicht vor sich . . . Sonst . . . »

Mr. L. schien nachzudenken.

« Well, Doktor », meinte er, « ich glaube, dass dieser Umstand höchstens die Art und Weise, wie sie uns umzubringen gedachten, beeinflusst hätte,

aber nicht ihre Absicht an sich! Sie waren ja im Begriff, uns mit den Gewehrkolben zu erschlagen! »

Mr. L. wiegte den Kopf.

« Und warum diese wahnsinnige Erregung? Kannten die Leute den Verunfallten denn? War es irgendein Notabler oder ein angesehener Bürger dieser Gegend? »

« Die Erregung galt nicht der Person des Toten — ich hielt ihn seiner Kleidung sowie seinem ganzen Äussern nach für einen Landstreicher — sondern dem Umstand, dass ein Auto, das hierzulande ein fast unbekanntes Vehikel ist, einen Menschen totgefahren hat. Die Leute waren nämlich überzeugt, dass wir den Mann, wenn auch nicht absichtlich, so doch aus grober Fahrlässigkeit umgebracht hatten. Daher ihre Wut. Dass der Mann direkt in den Wagen hineingelaufen war und an seinem Schicksal allein Schuld trägt, das hätte ihnen keine Macht der Welt klarmachen können. Übrigens wird die Untersuchung ja feststellen, dass er betrunken und schwerhörig oder sogar taub war. »

« So unbeliebt ist das Auto bei Ihnen? Warum denn? »

« Weil die Leute in unserm demokratisch gesinnten und regierten Land es nicht dulden, dass sich eine bestimmte Kaste — die der Autoinhaber — über ihresgleichen erhebt und sich das Vorrecht anmasst, die Landstrasse, die Gemeingut aller ist, mit Beschlag zu belegen, sie durch Staub und Gestank zu verpesten, Kühe und Pferde scheu zu machen und das Leben harmloser Spaziergänger zu gefährden. »

« Ist das der Grund? »

« Ja. Das Auto ist bei uns unbeliebt, weil es Standesunterschiede zu schaffen und Sonderrechten Vorschub zu leisten scheint. Darum wird es sich auch bei uns nie einbürgern. Die im Ausland so vielgeschmähte Autofeindlichkeit der Schweiz liegt im tiefsten Wesen ihrer republikanischen Institutionen verankert, und unser heutiges Missgeschick wird diese Abneigung noch verstärken. »

« Ah non », mischte sich Delaporte, der den Sinn unserer Worte erraten haben mochte, ins Gespräch, « ils ne sont pas autophiles pour un sou, ces sacrés Suisses! »

« Haben Sie sich sehr erschreckt? » fragte Mr. L., nun wieder ganz Gentleman, die Damen. « Es tut mir riesig leid, dass das passieren musste! »

Unsere Begleiterinnen hatten vor Aufregung kaum die Sprache wiedergefunden.

« So dankbar ich Ihnen für Ihre freundliche Einladung bin, Mr. L. », meinte die eine, « aber das ist das erste- und letztemal gewesen, dass ich Auto gefahren bin! »

« Oh, Sie werden schon wieder fahren! » meinte dieser lachend. « Jeder wird fahren! Ich halte nämlich das Auto für das Vehikel der Zukunft. Auch für die Schweiz, Doktor! »

*

Der Ortspolizist betrachtete den Fall, dessen Kunde jetzt auch zu ihm gedrungen war und den wir ihm persönlich unter ausführlicher und wahrheitsgetreuer Schilderung des Hergangs bestätigten, als äusserst ernst. Allein, meinte er, hätte er keine Kompetenz, ihn zu erledigen. Er müsse zunächst mit der Polizeidirektion von Schwyz sich verständigen, und da es Sonntag sei, würde dies erst am nächsten Tage geschehen können. Auch müsse man abwarten, bis die Leiche am Ort eingetroffen und vom Gerichtsarzt und Staatsanwalt inspiziert worden sei. Auch dies würde erst am Montag der Fall sein. Inzwischen müsse er den Wagen beschlagnahmen und uns alle verhaften! Soviel könne er uns aber schon heute aus eigener Kompetenz mitteilen, dass die Schwyzer Behörden, die bereits verschiedentlich Reklamationen wegen dieser neuartigen Mordwagen erhalten hätten, welche die Bevölkerung aufs schwerste verärgerten und die Sicherheit der Strassenbenützer gefährdeten, nun endlich gehörig dreinschlagen und das vom ganzen Volk geforderte Exempel statuieren würden. Da es sich um nichts

Photo: Albert Steiner, Bereifte Fensterscheibe

anderes denn Mord handle, hätten sämtliche Insassen des Wagens — und nicht bloss der Chauffeur — mit vieljährigen Zuchthausstrafen zu rechnen, neben einer gesalzenen Geldbusse und der Konfiskation des Autos. Es ginge nicht an, dass man harmlose Spaziergänger am Sonntagnachmittag einfach vom Leben zum Tode befördere. Und wenn sich Ausländer unter uns befänden, so würden diese eben erfahren, dass niemand mit den Gesetzen des Kantons Schwyz Schindluder treiben dürfe.

So ungefähr lautete des Landjägers, in Gegenwart einer hundertköpfigen Menge gehaltene und von dieser aufs lebhafteste akklamierte Ansprache an uns.

Unser aller Blicke richteten sich auf Mr. L. Wie würde dieser auf eine solche Herausforderung reagieren?

Mr. L. hob den Kopf so hoch, dass er mit dem Kinn und nicht mit den Lippen zu sprechen schien und sagte nur zwei Worte: « Das Telephonbuch! »

Dann begann er, unbekümmert um die Menge, die ihre Glossen — die weniger den Unfall als die Hüte unserer Begleiterinnen zum Gegenstand hatten — höchst ungeniert anstellte, in dem Buche zu blättern, um gleich darauf eine Verbindung zu verlangen, indes mein Onkel dem Polizisten unter vier Augen auseinandersetzte, dass der Eigentümer des Wagens nicht bloss ein hochangesehener Amerikaner, sondern gleichzeitig auch sein Patient sei, dessen gesundheitlicher Zustand es erfordere, dass er sich am gleichen Abend wieder zu Hause befände, um morgen seine Kur fortzusetzen. Der Umstand, dass einer aus unserer Mitte Schweizer-, wenn auch nicht Schwyzerdialekt sprach, schien nicht ganz ohne Wirkung auf den Landjäger zu sein, der sich, von uns und von der Volksmenge gleichermassen bedrängt, verlegen den Kopf kratzte.

Inzwischen hatte der Föhn stärker eingesetzt. Gewitterwolken stunden am Himmel, die Sonne war im Sinken. Ungeachtet seiner momentanen Sorgen vergass Mr. L. keinen Augenblick seine Rolle als Gastgeber und Gentleman. «Die Kinder », meinte er zu meinem Onkel, « werden hungrig sein. Und Ihnen, Doktor, sowie den Damen, wäre eine Tasse Tee oder Kaffee sicher auch angenehm!»

Das wurde nicht bestritten. Mr. L. bat mich, die nötigen Bestellungen zu machen. Ich eilte zur nächsten Wirtschaft, wo die Leute, Kopf an Kopf mit aufgestützten Ellenbogen, vor ihrem Glas Bier sassen und den Unglücksfall diskutierten. Nicht ohne Mühe konnte ich die vielbeschäftigte Wirtsfrau dazu bestimmen, ins Polizeilokal, das uns zum Aufenthaltsort angewiesen worden war, ein «Zvieri» schicken zu lassen. Für Delaporte hatte ich Wein bestellen müssen. Der Ärmste befand sich in einem Zustand schwerer Depression.

« Qu'est-ce que cela va donner? Qu'est-ce qu'ils vont faire de moi? » wiederholte er einmal übers andere.

Inzwischen hatte sein Herr die Verbindung mit der amerikanischen Gesandtschaft in Bern erhalten und in einem uns unverständlichen, rasend schnell abgehaspelten Jargon seine Beschwerden vorzubringen begonnen. Endlich hängte er ab und wischte sich den Schweiss von der Stirne. Die Sache würde sich bereinigen lassen, meinte er, es dürfte aber Zeit brauchen.

Unsere zwei Damen sahen in ihren hellen Sonntagsfähnchen wie aufgeschreckte Hühner auf der Stange aus, so unbeweglich hielten sie sich, nur von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch ihre Augen betupfend.

Mr. L. tat dem Kaffee, von dem er behauptete, es sei « reinste Zichorie », dem vorzüglichen Bauernbrot, der fri-

schen Butter und dem Waldhonig alle Ehre an und beglückwünschte mich zu der vorzüglich ausgeführten Bestellung. Der schlaue Fuchs hatte stets für jeden das richtige Wort.

Nach mehrstündigem Warten wurde der Landjäger endlich ans Telephon gerufen. Welches Wunder es ermöglicht hatte, dass der amerikanische Gesandte trotz des schönen Sonntags zu Hause und auch der Herr Regierungsrat in Schwyz erreichbar gewesen war, weiss ich heute noch nicht. Tatsache war, dass der Polizist uns — allerdings mit nicht weniger strenger Miene als vorher — einen bedeutend mildern Beschluss seiner vorgesetzten Behörde zu verkünden hatte, des Inhalts, dass der Besitzer des Autos 2000 Franken deponieren und einzig der Chauffeur in Haft behalten werden solle. Die andern, hiess es, könnten heute noch mit dem Wagen heimfahren.

Mr. L. nickte befriedigt und gab dem sich verzweifelt gebärdenden Delaporte die Zusicherung, dass man ihn nicht länger als höchstens 48 Stunden festhalten und ihm während dieser Zeit ein anständiges Quartier anweisen würde. Ungläubig schüttelte dieser den Kopf. Allein zurückzubleiben, als Geisel, als zu Unrecht Beschuldigter und Inhaftierter, in fremdem Land, unter Leuten, die seine Sprache nicht verstanden, schien ihm das Ende seiner Tage zu bedeuten. Tränenden Auges, untröstlich und unbelehrbar klagte er: « Non, non, monsieur! Vous allez voir! Aussitôt que vous serez loin, ils vont me pendre! . . . »

Welch traurige, elende Heimfahrt war es, die wir antraten! Widerwillig murrend machte die Menge dem abziehenden Wagen Platz. Missbilligung und Drohungen wurden laut. Der Landjäger hatte es vorgezogen, unsichtbar zu bleiben. Delaporte winkte uns weinend nach. Da niemand das Verlangen hatte, auf dem Rückweg die Unglücksstelle zu passieren, blieb nichts anderes übrig, als die ursprünglich vorgesehene Route, dem Walensee entlang, einzuschlagen, obschon diese die Rückfahrt um Stunden verlängerte. Niemand sprach ein Wort. Nur ganz zuletzt, am Ende der Reise, als schon die Lichter von B. traurigen Willkomm winkten, richtete Mr. L. an meinen Onkel eine Frage:

« Haben Sie gehört », erkundigte er sich, « dass der Polizist behauptete, dies sei der erste Unfall mit tödlichem Ausgang gewesen, den ein Auto in der Schweiz verschuldet hätte? Was sagen Sie dazu? Glauben Sie das, Doktor? »

Mein Onkel nickte.

« Es wird schon stimmen », erwiderte er.

« Well », meinte Mr. L. gelassen, « ich will mit Ihnen zehntausend Dollars wetten, dass es nicht der letzte gewesen ist! »

Mir, mit meinen 15 Jahren, schien diese Bemerkung damals der Gipfel des Zynismus. Ich habe seither meine Hefte revidiert.

*

Delaporte erschien nach einer knappen Woche wieder in B. Er strahlte. Seine Haft, so berichtete er, sei prächtig, wie ein Aufenthalt in der Sommerfrische gewesen, nur leider viel zu kurz. Nicht allein, dass er von der ganzen Dorfbevölkerung verwöhnt, verhätschelt, gefüttert und getränkt worden war, er hatte zu allem andern noch das Herz der Frau des Landjägers, bei dem er einquartiert gewesen war, gewonnen!

Die Untersuchung des Gehörorgans des Verunfallten durch das gerichtlich-medizinische Institut in Zürich ergab die komplette Verknöcherung sämtlicher Teile. Der Mann war — was auch durch die Aussage von Zeugen bestätigt wurde — völlig taub und dazu an jenem Tage schwer betrunken gewesen.